

HANSER

Ib Michael

Der Papst von Indien

Roman

Übersetzt aus dem Dänischen von Sigrid Engeler

ISBN-10: 3-446-20660-4

ISBN-13: 978-3-446-20660-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20660-1>
sowie im Buchhandel

Ein Teil von Don Felipes Vermögen wurde ausgegeben, um eine große Menge Foliobogen von hervorragender Qualität zu kaufen. Über gewundene Bergpfade reisten die Packen mit den handgeschöpften unbeschriebenen Blättern von der Provinzhauptstadt bis an diesen Ort, wo die Welt kehrtmacht. Die Bogen, die zuunterst gelegen haben, riechen noch immer nach Maultierschweiß, die übrigen nach Satteltasche. Er hat die ersten Bogen ausgebreitet, hat sie mit der Hand geglättet, indem er wieder und wieder über die Unebenheiten streicht. Er faltet sie zu Vierteln, die er sorgfältig mit dem Papiermesser aufschneidet, so daß er auf beiden Seiten schreiben kann. Er macht sich gleich einen kleinen Stapel fertig und stößt den Block auf, so daß die Schnittflächen exakt übereinander liegen. Er hat das Schreibgerät vorbereitet und die Feder eingetaucht. Das Tintenfaß ist aus Horn. Don Felipe hat sich entschieden. Es muß aufgeräumt werden, das Ganze muß ans Licht, der Gerechtigkeit muß Genüge getan werden. Er wird dem König, Philipp III. von Spanien, einen Brief schreiben. Einen Brief, der auch über die Verhältnisse in den überseeischen Vizekönigtümern berichten muß, wo die ursprüngliche Bevölkerung zugrunde geht und die neuen Geschlechter trotz aller Reformversuche der Regierung nicht gedeihen. Der alte König ist tot, im Leben hatte er sich den Klagen gegenüber blind und taub gestellt; dem neuen eilt der Ruf voraus, friedliebend zu sein. Er schreibt die einleitenden Worte in leicht geneigten Versalien. Um den König nicht gegen sich aufzubringen, nennt er seine Bittschrift Die Neue Chronik, denn nie zuvor war die Geschichte mit indianischen Augen betrachtet worden. Er blickt lange auf den Titel, dann fügt er hinzu und die gute Regierung. Don Felipe stockt. Das ist mehr geschmeichelt als wahr. Aber tritt er schon zu Beginn hart auf, werden sich die feinen Herren bloß mit einer trägen Handbewegung vom Lesen des übrigen befreien, und Reformen hat es immerhin gegeben. Hier will er den besten der Vizekönige zu Wort kommen lassen. Er denkt lange über die Fortsetzung nach. Er hat gehört, der König sei ein Sammler, der mit Vergnügen seine Kunstkammern füllt. Deshalb macht er sich auf der Stelle an die Illustrationen, die den Brief begleiten sollen. Als Chronikschreiber weiß er ausgezeichnet, wie sehr Bilder das Aneignen der trockenen Schrift erleichtern. Er spitzt die Feder und taucht sie in die eigenhändig angerührte Mischung. Die Tinte ist nach

dem Rezept seines alten Lehrmeisters hergestellt; schwarz oder braun, je nach Grad der Verdünnung. Sie hat sich bewährt – die Jahre haben gezeigt, daß die Buchstaben unendlich langsamer verblassen, als sein eigener Körper verfällt. Die Haut hat ihre Falten und Krähenfüße, die sich nur auf eine Weise lesen lassen, aber die Schrift besteht. Er muß alles niederschreiben, solange das Herz noch stark ist und der Verstand klar. Don Felipe benutzt zum Schreiben den großen Federhalter, der von der Schwungfeder des Kondors stammt. Damit geht ihm auch nicht so schnell die Tinte aus. Ihm ist klar, daß er den Brief nicht beenden kann, ehe nicht alle wichtigen Punkte angesprochen sind. Ausgestattet mit dem guten Gedächtnis eines langen Lebens, stürzt er sich mit der Beharrlichkeit, die ihn sein Leben lang ausgezeichnet hat, in die Arbeit. Und wenn es bis Pfingsten dauern sollte, er wird nicht eher lockerlassen, als bis er auch noch die letzte Ungerechtigkeit notiert hat, die den Bauern in den Provinzen, in denen er sein Leben lang wechselnde Ämter bekleidet hat, widerfahren ist. Massaker, Vergewaltigungen, Mordbrand und Landraub gehören zu den Dingen, die er geschickt in seine Zeichnungen einfließen lassen muß. Epidemien haben gewütet und ihren Zoll von den Lebenden gefordert, die kupferfarbenen Gesichter wurden pockennarbig, und hat man überlebt und sieht die Narben, muß man noch froh sein. In den Silberminen sterben die Eingeborenen als Sklaven. Oder der Schwefel, den sie abbauen, verätzt ihre Lungen und läßt sie vor der Zeit zu Greisen werden, oder sie fallen in den Quecksilberschächten um, von unsichtbaren Dämpfen getroffen. Die spanischen Gutsbesitzer sind so gnadenlos wie die Soldaten, die das Land für sie vorbereitet haben. Perus Eroberer, Pizarro, der an den Zitzen einer Sau aufgezogen wurde, lebte in der Erinnerung der Menschen als einer der Grausamsten weiter, die von Schiffen hierhergebracht wurden. Das Titelblatt zeichnet er als erstes. Würdevoll setzt er seinen kühnsten Traum an die Spitze, zeichnet sich selbst im Mantel eines Häuptlings, Seite an Seite mit dem König vor dem Papstthron kniend. Damit hat er seinen Glauben und seine Unterwerfung dargelegt: Vor der Kirche müssen Könige wie Räte das Haupt beugen. Neben die aufgestapelten Wappen für den Vatikan sowie die Königreiche unter der spanischen Krone hat er sein Monogramm gesetzt, gFp, und das F setzt er in die Mitte, wo es wie eine Fahne aufragt. Unter das Monogramm schreibt

er die spanische Version seines Namens, Ayala, und den Titel, Prinz. So macht er auf dem Titelblatt im übrigen darauf aufmerksam, wer der Verfasser ist, und schreibt Felipe mit Ph. In Guaman Poma, den indianischen Teil des Namens, gehen Falke und Puma ein, die Schutzgeister der Ahnen waren und wie ein Schild in der Seele getragen wurden. Da kommt ihm eine Idee. Er verwandelt sie in heraldische Tiere, sie werden Teil eines Wappens, das er in diesem Augenblick erfindet und direkt unter das des Königs plaziert. Was nicht mit Worten ausgedrückt wird, leuchtet aus dem Bild hervor: Zwischen dem König und dem andinischen Prinzen hat eine Verbrüderung stattgefunden; er hat sie gleich groß gezeichnet, und beide sind sie in vornehme Gewänder gekleidet, der König hat seine Krone vor das Kissen gelegt, auf dem er kniet, der Autor seinen Hut. Sie begegnen sich in einer gemeinsamen Hinwendung zum Pontifex Maximus, dem Fürsten der Fürsten und Stellvertreter des christlichen Gottes auf Erden. Seine Heiligkeit der Papst sitzt auf seinem Thron, die Schlüssel des Himmelreichs in der einen Hand haltend, den Hirtenstab in der anderen. Die Zeichnung läuft ihm geradezu aus der Feder und umgeht somit seine Selbstzensur, aber so ist das mit Träumen. Wie Wasser steigen sie im Schädel auf und verdrängen jeglichen Anstand, aber sehen kann man sie erst, wenn sie sich als klare Aussage offenbaren. Er selbst liest das Bild nicht auf diese Weise. Der feine Strich, der so unbeschwert über dem Papier schwebt, wird nicht zum letzten Mal das, was in solch einer Zuschrift ungesagt bleiben muß, verdeutlichen. Er verweilt nachdenklich beim Gedanken an die Folter, die seinem Volk widerfahren ist. Dann macht er sich ans Schreiben. Er steckt mitten in den Osterfeierlichkeiten, wollte aber ohnehin nicht an den endlosen Prozessionen und Trinkgelagen des Dorfs teilnehmen. Als der Stoß der beschriebenen Blätter auf zwölf Seiten angewachsen ist, zelebriert er die Schöpfung in einer Skizze, die zeigt, wie Gott der Welt Adam und Eva schenkt. Damit ist er bei dem Teil angelangt, in dem ihm der christliche Dios den Glauben brachte und befahl, diesen Brief zu schreiben. Ihm wird dabei klar, daß er den Brief gut in Kapitel aufteilen kann, wo eine jede Seite mit einem Wort aus der Kapitelüberschrift eingeleitet wird. Damit beweist er sich auch als ein Meister der Schreiberzunft, der eine Handschrift mit Verzierungen, mit Kapitälchen und ganzseitigen Illustrationen illuminieren kann,

die er in rhythmisch wiederkehrenden Intervallen einfügen wird. Die Bildkunst muß der Grundton seiner Bittschrift an den Monarchen sein. Zufrieden mit dem Anfang läßt er die Feder über den Wassern schweben. Welcher königliche Beamte würde wagen, eine göttliche Eingebung wie diese zurückzuweisen? Er taucht die Feder ins Tintenfaß. An dieser Stelle kommen er selbst und seine Familie ins Bild, und seine Hand zittert nicht, als er die geliebten Menschen auf dem Papier wieder erstehen läßt. Den Vater, wie ein Inka gekleidet, einer der indianischen Großen, die rechte Hand des Inka. Damals, als die ersten Eroberer zum Reich der Vier Himmelsrichtungen kamen, führte er die Delegation an, welche die eisenbekleideten Kapitäne empfing. Und so, wie der Vater ein Mann des neuen Inka war, so war der Großvater der des vorherigen Inka gewesen, im alten Reich weit berühmt als der zwölfte große Heerführer in der Dynastie der Inka. Guaman Chava, er hatte als erster der Sippe den Falken auf seinem Schild. Er schreibt den Namen nieder, zeichnet ihn mit Speer, Federkrone und Kriegskeule und stellt den Wappenschild ihm zu Füßen. Dabei steigt die Erinnerung an das, was dem alten Krieger später widerfuhr, in ihm auf und setzt sich als Kloß in seinem Hals fest. Der Großvater besaß einen der größten Paläste in Cuzco. Die Erinnerung daran, wie sie mit Decken, Bänken und Feuerkörben auf dem flachen Dach saßen und der alte Häuptling ihm den Gang der Gestirne über den Nachthimmel zeigte und Sternensagen erzählte, gehörte zu den schönsten seiner Kindheit. Seine Familie war eine der wenigen privilegierten, bei denen das Wort Reichtum ohne jede Bedeutung war – von den Gipfeln bis zu den tiefen Dschungeln besaßen sie das Land und die Menschen und die Tiere darauf, die Berge, Flüsse und Wüsten. Als die neuen Zeiten anbrachen, setzten sie einen Teil davon in Silber um, Gold blieb den Spaniern vorbehalten. Was von dem Silber übrig ist, versteckt er in Satteltaschen, vergraben in einer Ecke des Fußbodens. Er zeichnet den Vater im Profil mit Herrscherdiadem, Armschmuck und erhobener Hand. Damit der Mantel nicht die Erde am Fuß des Throns berührt, liegt er sorgfältig gefaltet über seinem Oberschenkel. So, als hätte er sich erst vor wenigen Augenblicken mit dem Gestus des Herrschers zurechtgesetzt und den Mantel über seine Knie geworfen. Don Felipe verschiebt das Papier ein wenig und beginnt mit der Mutter. Er flüstert ihren Namen, Doña Juana Curi Occlo, und von

seinen Lippen klingt das wie Töne einer irdenen Flöte. Er stellt sie wie eine Königin dar mit dem gelösten Haar. Sie ist die Tochter des Inka. Das macht ihn zu einem Sproß und direkten Nachkommen des Sohnes der Sonne. Don Felipe ist stolz auf die Annalen seiner Familie; auf der Seite des Vaters und Großvaters stammt er in direkter Linie von den Yarovilca ab – eine Dynastie, die vor den Inkas bestand, und die Ahnen reichen bis in die Zeit zurück, als das ganze große Reich von Weisen und Sehern regiert wurde. Besonders liebevoll widmet er sich einer knienden Figur, die einem Knaben gleicht. Die Heiligsprechung erfolgt in Form einer Taube, die im Licht eines hoch oben angebrachten Fensters über seinem Kopf schwebt. Die so glorifizierte Gestalt ist der Eremit Martín de Ayala. Er hat ihnen den Glauben gebracht – und deshalb halten Vater und Mutter einen Rosenkranz in der Hand. Sein Halbbruder, der heilige Einsiedler, ist Mestize und gehört zur ersten Generation gemischten Blutes in der neuen Welt. Einen anderen nimmt er diesmal noch nicht mit ins Bild, nämlich Don Felipe selbst als Junge. In der Erinnerung ist alles wieder lebendig: Der junge Mann, der in sein Elternhaus kam und sein Lehrer und älterer Bruder wurde, Martín, den er von Herzen liebt, weil er, Halbblut oder nicht, ihm die zwei kostbarsten Geschenke seines Lebens machte: das des Glaubens und der Schreibkunst. Es wird Karfreitag. Er ruft sich die Erde von der Zeit Adams bis Christi Geburt ins Gedächtnis. Noahs Arche mit den Tierpaaren gleitet vorbei. Er zeigt fellbekleidete Menschen nach der Sintflut, sie bearbeiten die Erde mit Grabstöcken, und er nennt das Kapitel Der Menschen Alter. Abrahams Söhne und der Harfe spielende König David werden in die Erzählung eingefügt. Die Harfe hat nun endgültig in seiner Gegend Einzug gehalten, die Indios zupfen mit trunkener Monotonie die Saiten, und sie tanzen direkt vor seiner Tür zu ihren Klängen, dazu schlagen sie die Trommeln und spielen auf Knochenflöten. Wie ist es jetzt? Unten in der Ebene haben sie vor kurzem die kena verboten, die Bambusflöte, die mit zweigeteilter Zunge erschallt: in der hohen Lage zwischen Berg und Tal gellend, in der tiefen von weichem vollem Klang, der die Worte der Liebeslieder einhüllt. Das Lichterfest für Inti Raymi, das mit der Sonnenwende zusammenfällt, ist für ungöttlich erklärt worden. Daran denkt er in einer Pause, als er geistesabwesend zu den Fliegenflecken an der Decke blickt. Ihm wird klar, daß er den Zeremonien und

Tänzen im alten Reich ein ganzes Kapitel widmen muß. Sofort straft er sich selbst, indem er ein Kapitel über das Papsttum schreibt, über die Entdeckung von Las Indias und die Ankunft der Spanier in Tumbes. Alles, was dem rechten Glauben voranging. Wie jemand eine Welt »entdecken« kann, nämlich die, in die er selbst geboren wurde und in der er aufwuchs, ergibt für ihn – auch nach so vielen Jahren – immer noch keinen rechten Sinn. Deshalb bemüht er sich, das eilends mit einer Darstellung des Zeitalters der richtigen Menschen, *vari runa*, zu kompensieren. Auch sie bearbeiten die Erde mit Grabstöcken, aber anders als die Menschen der Bibel sind sie mit Blättern bekleidet, vielleicht als Vorboten des Reichtums an pflanzengefärbten Textilien, in die sie sich eines Tages hüllen werden. Plötzlich summt sein Kopf von Paradiesträumen, Lamaherden an einem Berghang, reichen Weiden, Wasser, das bis weit in die Wüste vor der Küste durch geordnete Kanäle strömt und die Wüste in Maisfelder verwandelt, die hundertfachen Ertrag bringen. Dazu das nahrhafte Quinoa und Kartoffeln im gesamten Farbenspektrum von lila bis dunkelrot und zartgelb – und mit ebenso vielen Geschmacksnuancen und Eigenschaften. Er preist eine Königsreihe von Inkas, weil sie das Reich organisiert und den Wohlstand zum Nutzen des Volks gesichert hat. Er erwacht in der Welt der Realitäten, ein eiskalter Wind steht auf dem Fensterloch. Spannt er eine Schweineblase davor oder ein Stück Darm, nimmt das zuviel vom Licht weg, und aus demselben Grund schließt er die Läden erst bei Einbruch der Dunkelheit. Sein Schreibgerät ist auf den Fußboden gefallen, er tastet blind danach, und ehe er es wiederfindet, hat er Erde unter den Fingernägeln. Er richtet sich auf; führt den Arm zum Rücken und preßt sich eine Faust ins Kreuz, dabei versucht er, sich nach hinten zu biegen. Hunger und Entbehrung quälen ihn, seine Zähne tun ihm weh – die, die er noch hat, sind empfindlich wie Glas und lassen ihn jaulen, wenn das Essen zu heiß oder das Brunnenwasser zu kalt ist. Mit der Zunge durchpflügt er jeden Mundvoll gekochte Pferdebohnen nach Steinchen, denn die haben ihm all die schwarzen Löcher im Gebiß beschert.